

Nr. 130. Bromberg, den 11. Juni 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun.

(10. Fortsetzung.)

„Ach, entschuldigen Sie, ja gewiß."

Frau Weidemann lud zum Sitzen ein. „Womit kann ich dienen, Herr Referendar?"

Brendel setzte sich auf jeden Fall erst einmal. Der gobelinbezogene Sessel schien sauber und war es gewiß. Dies war die gute Stube. Er strich über die Bügelfalte seiner Hose. „Ja, hm. — Zu welchem Zweck sucht Fräulein Luzy Gonschorek Sie auf, Frau Weidemann?"

Frau Weidemann wand sich wie ein Aal im Sande. „Herr Referendar, das ist eine peinliche, diskrete Angelegenheit."

„Ich frage nicht aus persönlicher Neugierde, liebe Frau."

„Gewiß nicht. Nein. Aber bin dafür bezahlt, zu schweigen!"

Brendel tat eine abstoppende Handbewegung. „Reden Sie vorsichtiger, Frau Weidemann!" Er erschrak. In welches Wespennest griff er hier! Vorsicht, jedes Wort wog.

Verschüchtert schwieg Frau Weidemann.

„Also . . ." drängte er.

„Es ist so peinlich vor einem Herrn."

„Natürlich ist es peinlich. Aber ist das meine Schuld? Hätten Sie sich nicht auf die Geschichte eingelassen. Das Mädchen ist unmündig!"

„Das ist nicht meine Schuld. Sollte sie warten, bis sie mündig ist, das geht wohl nicht an!"

Brendel erschrak. Diese Frau schien wahrhaftig eine weise Frau. Aber sie war ja im Angriff! Das durfte nicht sein. „Was heißt das?" knurrte er sprungbereit.

„Das heißt," Frau Weidemann stützte die Arme in die Hüfte — eine Bewegung, die andeutete, wie wichtig sie die Besprechung einschätzte — „jeder Monat, den sie eher zu mir kommt, erleichtert die Abtreibung."

Da entsank Brendel der Hut, den er auf den Knien hielt. Er sprang auf; er bückte sich, den Hut wiederaufzunehmen. Rot stieg ihm das Blut in die Schläfen. War so etwas möglich, gab es derartigen Zynismus! Er rang nach Luft und Worten.

Frau Weidemann lächelte dünn. „Nun habe ich mich verraten, nicht wahr?"

„Allerdings! Hier ist kein Wort mehr zu verlieren."

Frau Weidemann öffnete die Tür. „Wenn Sie Fräulein Luzy sehen, grüßen Sie sie, bitte. Und ich möchte gern wissen, wie es geworden ist. Vielleicht besucht sie mich noch einmal."

Brendel stand erstarrt. Auch das noch! „Was verlangen Sie denn!"

„Ach," sagte sie, „wenn Sie einmal in die Verlegenheit kommen oder auch in Ihrem Bekanntenkreis, wir werden uns schon einig." Sie sah sein entgeistertes Gesicht, und es schien ihr aufzugehen, daß sein Ausruf so als Anfrage nicht gemeint war. „Ach so," meinte sie und nickte verschämt, „Sie als Herr mögen das Fräulein Luzy nicht bestellen. Nun, es ist auch nicht nötig. Meine Pillen wirken immer."

„Pillen?" Das konnte ja noch gut gehen.

„Ja," bestätigte sie, „meine Spezialpillen, da kann der Bandwurm meterlang sein, er muß raus!"

„Ja," wiederholte Brendel — ihm fiel in der Erstarrung nichts Besseres ein — „ja, da muß er wohl raus. — Na, guten Tag, Frau Weidemann."

„Auf Wiedersehen, Herr Referendar. Vielleicht empfehlen Sie mich bei passender Gelegenheit." Sie schloß die Tür.

Das saß. Brendel stolperte die Treppe hinunter. Wir sind verfluchte Schnüffler, dachte er, wir, wir sind die Unsauberen! Unten auf der Straße fand er ein befreiendes Lachen. —

Er sah auf seine Uhr. Es war 1 Uhr. Er beschloß, auf diesen Schreck eine Stärkung zu sich zu nehmen, und wollte eben in den „Bären" hinüberschwenken, da kam drüben rank und schlank, rosig wieder, wenn auch noch etwas mitgenommen, Fräulein Luzy Gonschorek in Sicht. Sie will in die Bäckerstraße, kalkulierte Brendel; wahrscheinlich will sie der Weidemann berichten. Und er stellte sich in den Weg. Es fand sich Zeit, sie prüfend zu betrachten, aber noch waren nicht die geringsten Nachteile ihrer Figur festzustellen! Lachend griff er an den Hut: „Guten Tag, Fräulein Gonschorek."

„Ach, Herr Brendel. War es schön auf Urlaub? Wo waren Sie?"

„Zu Hause, in Berlin. Es war hervorragend schön. — Darf ich Sie ein Stück begleiten?"

„Nein, danke," sagte Luzy verlegen, „ich soll hier etwas bestellen."

„Bei der Frau Weidemann?"

Sie verfärbte sich, aber nicht ins Bleiche, sondern ins Rote. „Wieso, woher denn?"

Er setzte sein bestes Lächeln auf. „Ist er weg?" sagte er leise und zutraulich.

Hilflos sah sie zur Erde. Ihre Gesichtsfarbe erlaubte ihr nicht, sich nochmals zu verfärben. „Woher wissen Sie. . .?"

„Es bleibt unter uns", sagte er. „Sie brauchen nicht hinauf. Frau Weidemann ist vollkommen überzeugt vom Erfolg ihrer Pillen."

Als er sie ansehen wollte, wich Luzy sofort aus. Ihre Wangen glühten förmlich. „Ich verstehe nicht, wie sie Ihnen das sagen konnte!"

„Ich hatte auch einmal einen," log Brendel harmlos, „daher."

„So, daher." Das war schon etwas wie Erleichterung.

Beider Lachen klang ineinander. — Sie ist gar nicht so blöde, wie ich dachte, stellte Brendel fest; man sollte sich mit ihr beschäftigen. — Aber da erschrak er. Was war denn, mit wem lachte er denn hier auf dem Marktplatz? Und der tote Peter Hinz stand plötzlich zwischen ihnen und erkältete die Atmosphäre. — „Fräulein Luzy!" Sie verbat sich nicht diese Anrede, blickte nur verwundert über den Ton, in dem ihr Name kam, zu ihm auf. „Fräulein Luzy, als Sie von Doktor Stein kamen an jenem Abend, es war 9 Uhr, wohin gingen Sie?"

Luzys Blick gefror. Um ihren Mund lief ein Zucken. Sie beherrschte sich, sie würgte etwas hinunter, aber es gelang nicht ganz. — Brendel sah, aus diesen Augen, dem linken jedenfalls, kollerten Tränen, liefen über die Backe und blieben in einer verkrampften Falte des Mundes hangen. „Hat er . . . Hat Doktor Stein Ihnen das erzählt . . .?"

Brendel neigte den Kopf vor. „Er mußte es, kleines Fräulein; es handelte sich um diesen Mord an Peter Hinz."

Sie biß die Zähne aufeinander, ihre Lipen drückten sich blutleer. „Ich habe geschwiegen," sagte sie, „ich hätte wei-

terhin geschwiegen, so sehr man mir zusetzte. Er konnte es also nicht!" Und bitter, tiefgefühlte Enttäuschung, die noch neu war: „So seid ihr Männer!"

Bedauernd hob Brendel die Schultern. „Fräulein Luzy . . ."

„Ja," rief sie, „ja denn! Fragen Sie. Ich will alles erzählen, wenn er den Anfang gemacht hat!" Sie stampfte mit dem Fuß auf. Ihre ganze Gestalt bebte vor Erregung.

Brendel war ein Frauenfreund. Wäre dies nicht gerade der dramatische Höhepunkt seines Themas gewesen, er hätte sich glatt in dieses Mädchen verliebt. So ließ er nur einen bewundernden Blick über ihre Empörung streifen und sagte aufmunternd: „Also!"

„Ich war mit Peter Hinz am See," begann Luzy mit tränenbewegter Stimme, „um 7 Uhr traf ich diesen Doktor Stein . . ."

Brendel wartete ab. Als Beruhigung merklich ward, half er weiter: „Als Sie den Doktor Stein nun getroffen hatten . . .?"

„Ja, da war ich dann, da war ich mit ihm in seiner Wohnung. Es kann das jeder wissen. Ich nehme mir die Freiheit, die mir zukommt. Es gibt hier nichts zu verstecken als die Tatsache des Besuchs."

„Wir wollen Sie besser verstecken", meinte Brendel. „Und dann, wie ging es weiter?"

„Was dann? — Ich war um 9 Uhr zu Hause."

„Weiß Ihr Herr Vater das?"

„Den Besuch beim Doktor Stein? Nein!"

„Ich meine, daß Sie um 9 Uhr zu Hause waren!"

„Das glaube ich wohl. Ich habe mit unserer Wirtschafterin gemeinsam zu Abend gegessen. Vater war kegeln an jenem Abend."

„Hm", machte Brendel, aber er dachte nicht an des Bürgermeisters Kegelabend, „sahen Sie Valentin Schwepp an jenem Abend noch?"

„Nein."

„Famos", sagte Brendel; ein Stein fiel ihm vom Herzen. Er überlegte kaum. „Was Sie mir gesagt haben", sprach er ruhig, „braucht niemand zu erfahren. Es steht in keinem Zusammenhang mit den notwendigen amtlichen Erhebungen und bleibt daher Ihre Privatangelegenheit. Ich jedenfalls habe nichts gehört."

„Das ist sehr hübsch von Ihnen", sagte Luzy und reckte ihm die Hand hin, „aber dieser Cäsar Stein wird es erzählen."

„Das glaube ich nicht", sagte Brendel in einem Anflug von Edelmut, „dieser Doktor Stein liebt Sie nämlich. Er vermutete hinter der Bandwurmgeschichte etwas anderes und war sehr unglücklich. Er war so unglücklich in seinem Mitleiden — achten Sie auf das Wort — daß er Sie, so wie er Sie ansehen zu müssen meinte, heiraten wollte."

Luzy blickte ihn an. „Ist das wahr?" sagte sie leise, und es schien, als habe sie verstanden.

„Ganz gewiß wahr", bekräftigte Brendel. Er reichte ihr die Hand.

„Oh", sagte sie, und wieder war sie lieblich getönt wie junges Obst, „oh, ich danke."

„Werde ich eingeladen?" bat er. „Brautführer und so!"

Sie entzog sich ihm. „Pfui, Herr Brendel!" Aber das kam so schamvoll und scharmvoll, daß Brendel den Doktor Stein zu begreifen begann. — — —

Also stand die Welt auf dem Kopf. — Der Sohn eines Amtsrichters, Obersekundaner, 17jährig, ermordete in blinder Eifersucht einen Schriftsteller, der dieser unsinnigen Liebesgeschichte so fern stand wie der Mond der Erde. War das zu glauben! Und wie der Bengel ihn angelogen hatte! — Brendel postierte sich im „Bären" an das Fenster, von dem aus er den Marktplatz überschauen konnte. Hier mußte in der nächsten Stunde der junge Schwepp auf dem Heimweg von der Schule vorbeikommen. Inzwischen frühstückte man.

Valentin Schwepp kam selbstverständlich. Auf Angelegenheiten wie Schulschluß zum Beispiel war in dieser Stadt absolut Verlaß. Brendel trank sein Glas Bier aus und trat vor die Tür.

„Hallo, Herr Schwepp!"

Valentin grüßte und streckte die Hand hin. War dieser Referendar nicht sein Freund? Aber Brendel hielt sich nicht auf mit Zeremonien.

„Schöne Geschichte!" knurrte er und übersah die Hand. „Sie lügen das Blaue vom Himmel herunter!"

„Wieso, bitte?"

„Wann waren Sie vor dem Hause des Peter Hinz?"

„Warum, Herr Referendar? Was soll das heißen?"

„Das werden Sie merken! Wollen Sie mir jetzt antworten?"

„Ich habe A gesagt, ich muß nun B sagen. — Es mag an jenem Abend gegen ½8 Uhr gewesen sein."

„Und zu der Zeit war Luzy Gonschorek bei Peter Hinz?"

„Pssst . . ."

„Ach, Unfug, antworten Sie, bitte!"

„Ja denn."

„Lüge! Wie dürfen Sie das behaupten!"

Der Junge fuhr zusammen. Brendels Ton hatte ihn von vornherein verschüchtert. Dies Wort traf ihn vollends unerwartet. Er wußte keine Parade, versuchte auch keine. Er kam aus der Schule; eben noch hatte er im Griechischen einen Rüffel bekommen. Dies Gespräch mit dem Referendar war die Fortsetzung. Er vergaß oder fand im Augenblick nicht einmal die freiheitlichen Ideen, die er mit Luzy zu kultivieren pflegte, und die hier so notwendig gewesen wären, seinen Trotz aufzustacheln. Er gab klein bei und meinte: „Sie kam mit Herrn Hinz vom Nonnensee; ich sah sie beide in seine Straße einbiegen. Dann war da Licht in Peter Hinz' Wohnzimmer, und nun dachte ich . . ."

„Dachte! Narr Sie! — Wann stiegen Sie in das Fenster? Genau, bitte!"

„Ich fiel ja um mit der Leiter. Sie wissen es doch."

„Sprachen Sie etwas mit Peter Hinz, fand ein Wortwechsel statt?"

„Ich habe Ihnen doch erzählt, daß mich kein Mensch entdeckte."

„Sie haben mich beschwindelt."

Valentin Schwepp sah den Referendar an. Es zuckte in seinem Gesicht. „Wenn das der Dank für Vertrauen ist . . ." sagte er.

Da hieb ihm Brendel auf die Schulter. „Mensch, mach' mich nicht auch noch nervös! Hast du den Peter Hinz getötet oder nicht?"

Es war dies gewiß die merkwürdigste Art, jemanden überführen zu wollen; aber Brendel handelte in allem impulsiv. Das war seine Stärke, in größerem Ausmaß wohl sein Fehler. Schließlich war er ja kein Detektiv, sondern spielte hier eine Rolle, die ihm im Grunde ungelegen kam.

Aber hier fand Valentin Schwepp prompt die Antwort. Er war nicht böse über das Du; im Gegenteil, es schien ihm notwendiger Vertrauensbeweis einer wiedergewonnenen Freundschaft. „Auf Ehrenwort", sagte er, „ich habe Ihnen die Wahrheit erzählt, Herr Brendel."

„Ist gut", sagte der; er kam mit den Ehrenwörtern hier nicht mehr so ganz zurecht. Der Händedruck vereinte und trennte die beiden Streiter.

Valentin trollte heimwärts. Er ging tief in Gedanken. Luzy, seufzte er etwa, ich habe dich nicht verraten, ich bewahre dein Geheimnis; ich habe nichts getan, als eine Möglichkeit geschaffen, dein Geheimnis auch vor der Welt zu hüten. Glaubst du mir das? Luzy, ich liebe dich, du mußt mir glauben . . . Aber Luzy war im Augenblick nicht in der Lage, hier Stellung zu nehmen zu seinen Forderungen. Luzy grübelte selbst über eine Liebe nach, deren Äußerungen ihr verwirrend schienen. So wandelte Valentin allein durch die sonnenwarmen Straßen, Liebe im Herzen, Liebe im Hirn. Die Liebe ist ein Wahn, das wissen wir. Brendel sah der weißen Seidenmütze nach. — Vielleicht ist so ein Irrer glücklicher als die, die ihm Mitleid schenken oder ihn überlegen mit ihrem gesunden Menschenverstand betrachten. — Aber das gehörte nicht hierher. — Er trat noch einmal in das Gastzimmer des „Bären" und beglich seine Zeche.

Einen Augenblick meinte er überlegen zu sollen. Sein Blick streifte ungewollt das Bierglas. Fliegen saßen da und berauschten sich. Als er die Hand hob, entflogen sie. Da stand nur ein leeres Bierglas. Hm. — Wie oft hatte er heute die Hand gehoben, und jedesmal war eine Fliege entflogen. Blieb am Ende nur ein leeres Bierglas, vor dem auch er zusammenbrach wie sein Vorgesetzter, der Herr Amtsrichter.

VIII.

„Ich verschiebe nicht auf morgen, was ich heute kann besorgen." Die Worte gaben einen famosen Marschtakt. Brendel war versucht, zu pfeifen, als er dem Hause des Peter Hinz entgegenschritt.

Ich bin der Weißwäscher dieser Stadt. Ich wasche euch rein wie kleine Lämmerlein. — Luzy strahlte bereits im Glorienschein, unschuldig, ohne Bandwurm, frei allen Verdachts. — Cäsar Stein, der ekstatisch Liebende, war nichts als dieser Liebende, fern allem Männermord. — Valentin Schwepp, das junge Kalb, fiel von der Leiter und schied damit ebenfalls rechtzeitig aus. — Rita Ritelli sektsoupierte mit den Häuptern der Stadt und war bewacht. — Um ½8 Uhr fiel der Knabe Valentin mit der Leiter in die Tulpen, um diese Zeit begannen auch die Präliminarien des Gelages im Zirkus. Rita Ritelli war also unschuldig — was diesen Mord anging. — Unschuldig war auch Pablo Stark, der 500 Mark auf leichtere Art bei Frau Sidi sich verschaffte. — Brendel tat einen Strich durch die Luft. Blieb Centa.

Centa Basler, bei der die Geschichte begann, bei der sie nun enden würde. —

Da sank das Flämmchen Fröhlichkeit zusammen. Am Ende der Straße tauchte das Haus des Toten auf; weiß leuchtete das hölzerne Gatter.

Centa Basler war im Vorgarten beschäftigt; sie kannte Brendel gut von manchem Besuch bei ihrem Herrn her und begrüßte ihn. Ihr Gesicht war verquollen. Sie mochte geweint haben. „Hat man etwas Neues?" fragte sie. „Bin ich immer noch im Verdacht?"

In Brendel regte sich unwägbar etwas wie Abneigung, diese Frau zu verdächtigen. Ganz gewiß war sie ein böser Drachen, aber erfahrungsgemäß ist die rauhe Schale immer nur ein Angstprodukt zu weichen Herzens. „Pablo Forto", sagte Brendel und tat einen Wurf mit dem roten Ball gegen den Haupttreffer, „gibt an, in der Mordnacht bei Ihnen genächtigt zu haben!"

Sie stemmte die Arme in die Seiten. „Was sagen Sie zu dem Kerl! Lebt so was! Als wenn ich diesen Clown nötig hätte, auf ihn vielleicht gewartet habe!"

Brendel zuckte die Achseln. Er begriff sofort, das war ein schwerer Fehlschlag. Das lockte nur Entrüstung hervor, kaum etwas, das ungesagt bleiben sollte.

Centa Basler strich sich mit dem Unterarm eine Haarsträhne aus der Stirn. Ihre Finger waren schwarz; sie arbeitete am Tulpenbeet. „Fragen Sie den Kerl einmal, Herr Referendar, was er um ½8 Uhr, oder vielleicht war es schon später, in der Haustür bei Amtsrichters zu suchen hatte. Amtsrichters Minna hatte nämlich Ausgang. Auf die wird er wohl gewartet haben, nicht auf mich!"

„Sahen Sie ihn um die Zeit dort im Hausflur?"

„Ja, das sah ich. So ein Windhund! Der muß seine 50 Jahre auf dem Buckel haben? Und die Minna ist 20! So eine Welt, was?"

Brendel streckte die Waffen. Frau Sidi hatte nicht gelogen, das bewies Centa in dieser Minute mit ihrer Aussage. Aber auch Centa sagte gewiß die Wahrheit, denn die Zeit mußte stimmen. — „Kann ich das Zimmer sehen?" sagte er.

„Gehen Sie nur," sagte Centa, „Sie gehören ja zum Gericht. Es soll sonst nämlich niemand hinein. Aber gehen Sie nur. Die Tür ist nicht verschlossen."

Brendel nahm den gewohnten Weg. —

Nun war alles getan, was getan werden konnte. Jetzt blieb nur noch der Bericht an die höhere Instanz. Dann wurde die Belohnung ausgesetzt, es kam dieser Berliner Herr der Staatsanwaltschaft — schließlich fand sich irgendein landfremder Schnitter, ein Hausierer, ein Landstreicher, der in einer Schenke mit jenen 500 Mark geprahlt hatte — und dann reiste der Herr aus Berlin stolz wieder nach Hause und berichtete, daß s e i n e Recherchen sofort von Erfolg gekrönt gewesen seien.

(Schluß folgt.)

Zweitausend Dollar.

Skizze von K. H. Waggerl-Wagrain.

Mein Freund Frank ist ein Dummkopf, gewiß, obgleich Sie natürlich sagen werden, es spreche nur der Neid aus mir.

Ich hatte ihn zuletzt vor fünf Jahren in den Staaten getroffen, irgendwo zwischen den Lagerhäusern eines Hafens, er trug damals ein blau gestreiftes Matrosenleibchen, verstehen Sie, er sah aus — nun, wie eben ein Mensch in den Staaten aussieht, wenn er anfängt, wegzusacken. Nun aber saß ich neben ihm in seinem Kraftwagen, in einem erstklassigen Fahrzeug, und nun hatte ich meinerseits Ursache, den Hemdkragen nicht allzu sehr zu zeigen. Wir fuhren nach Colbourg, ich nahm eine Stelle bei Frank.

„Er ist blau, mein Wagen", sagte Frank, „verstehst du? Daisy liebt dieses Blau."

„Wer ist Daisy?"

„Ja, warte einmal, — stop! —" Der Wagen glitt durch die letzten Straßen der Stadt hinaus in das offene Land.

„Ich bin damals", begann Frank wieder mit einer Gemütsruhe, die ich niemals begreifen werde, „nach Kalifornien gegangen. Es war nicht ganz leicht, ein paarmal wurde ich abgefaßt, aber dann glückte es. Das heißt, ich fand einen besoffenen Bremser, waggonierte ihn aus und fuhr los, an seiner Stelle. Es ist merkwürdig, immer habe ich mit Besoffenen Glück gehabt.

Ja, und dann war ich in Kalifornien, in einer Stadt, oder was man dort so nennt. Etliche Baracken, dazwischen ein regelmäßiges System von Drecklachen, eine Bar und eine Bank. Dazu eine Herde von Banditen, Goldgräbern, Himmel, was waren dort für Kerle beisammen! Es ging mir nicht gut. Ich wusch Gläser, ich nagelte Kisten zusammen, und eine Zeitlang vertrieb ich mir den Hunger damit, daß ich in der Bar deutsche Lieder sang, der Herr strafe mich, — das Heidenröslein und so allerlei."

„Schön, aber wie war es also mit Daisy?"

„Ja warte nur, Daisy. Ich sagte dir schon, es gab eine Bank in New City, und dort saß sie im Kontor. Wie soll ich dir das nur erklären, mitten in diesem Schmutzhaufen, wo selbst die Erde räudig war, wo alles stank und im Unflat erstickte, da gab es dieses Mädchen, blond, lustig, sauber. Es war kein Mann in der Stadt, der nicht hinter ihr hergelaufen wäre. Ich hatte meinerseits Eile, mich in Daisy zu verlieben, es fehlte mir weder an Zeit noch an Temperament, dafür aber an allem, was sonst in solchen Fällen nötig ist. Ich hatte nichts zu verlieren, also wagte ich etwas, und, holla! ich hatte Glück. Ein paar Tage lang begleitete ich Daisy, wenn sie zum Essen ging. Dann gewann ich eine Handvoll Geld im Spiel, und wir machten einen Ausflug nach den Seen.

Küssen? Nein. Aber als wir heimfuhren, fragte ich kurzerhand, ob sie mich möge. — Mögen? „O ja, sehr gern", sagte Daisy, „wie meinen Sie das?"

So: — ob sie mich liebe? — „Ja, auch das". — „Gut", erklärte ich mutig, „dann heiraten wir!" Daisy sah mich an. „Nein", sagte sie ernsthaft, „nein, Frank. — Sie arbeiten ja nichts."

Von nun an hatte ich immer Geld, ich verdiente es auf einfache Weise, indem ich wartete, bis meine Rivalen so weit betrunken waren, daß ich beim Spiel gewinnen konnte. Dann lud ich Daisy wieder ein, — Urlaub, zwei Tage über Land. Aber Daisy wies mich ab, nein, diesmal konnte sie nicht, sie hatte sich verabredet, mit Chesterton. Der war Filialleiter der Bank, kein übler Bursche, aber was für ein Esel!

Das waren schlimme Zeiten für mich, mein Freund, böse Tage. Ich gewann nicht mehr im Spiel, ich war selbst betrunken. Als Daisy zurückkam, ging ich zu ihr. „Nochmals, Daisy", bat ich verzweifelt, „heiraten wir!"

„Nein, Frank, wo haben Sie denn Ihren Verstand? Heiraten kostet doch Geld!"

„Wieviel Geld?" fragte ich.

„Nun, für die Wohnung, für den Haushalt, für allerlei. 2000 Dollar doch wenigstens!"

„Gut. — Wenn ich 2000 Dollar habe, dann heiraten wir?"

„Ja, Frank, aber Sie haben doch nicht einen Dollar!"

„Also dann heiraten wir?"

Daisy sah mich ernsthaft an. „Sie sind vielleicht nicht so übel, Frank, nein, wirklich nicht. Sie könnten das einmal versuchen, mit den 2000, dann reden wir wieder davon."

„Gemacht. Ich sah mich ein wenig in New City um, mit anderen Augen, versteht sich, mit 2000 Dollar-Augen. Nach drei Tagen ging ich zu Daisy. „Können Sie mir hundert Dollar leihen", fragte ich, „ohne Sicherstellung, aber zu so und so viel Prozent?" — „Wozu?" — „Ich will anfangen."

Daisy gab mir das Geld. Sie ist ein unvergleichliches Frauenzimmer. Und ich fing an, siehst du, ich kaufte die Schmiede in New City. Sie war die wirkliche Goldgrube in dieser verfluchten Gegend, auch der Schmied ein tüchtiger Bursche, aber er trank zu viel. Zunächst gewöhnte ich ihm das ab, das heißt, ich gab ihm eine Mischung, die er gerade noch aushalten konnte, und die Zeit, während der er darauf nüchtern blieb, genügte es, um mit der Arbeit vorwärts zu kommen. Schließlich war er so weit, daß ich fortreiten konnte, um mir ein Lager einzurichten. In drei Monaten hatte ich 400 Dollar zusammengeschunden, dafür kaufte ich Werkzeug und Maschinen. Ich grub nicht selbst auf Gold. Aber ich ging hinaus und sah zu, wie meine Maschinen arbeiteten. Ja, ich machte die Augen auf, und wo ich hinsah, war Daisy, winkte ein Dollar. Es gelang mir, ein paar kleine Verbesserungen auszudenken, nichts Großartiges natürlich, aber immerhin . . . Zuerst machten wir diese Dinge selbst in unserer Werkstatt, und damit schlugen wir die Konkurrenz. Es gab nur noch Frank-Maschinen in New City. Allmählich mußte ich daran denken, Patente zu nehmen und meinen Handel weiter auszudehnen. Im fünfzehnten Monat hatte ich elfhundert und vierzig Dollar bar, ich ging hin, um mein Betriebskapital zurückzuzahlen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß Daisy nicht mehr in New City wohnte, ich hatte das im Eifer der Geschäfte ganz übersehen. Sie war ins Hauptkontor versetzt worden, sagte man mir, auch Chesterton, na meinetwegen.

Ich ließ den Kopf nicht hängen, aber es schien mir doch von Vorteil, das Tempo noch ein bißchen zu beschleunigen. Auf diese Weise brauchte ich nur knapp sechs Monate für das zweite Tausend. Ich hätte nun gut in die Stadt fahren

können, alles war in Ordnung, aber siehst du, ich fuhr nicht. Zweitausend Dollar, schön. Warum nicht viertausend? Ich war damals prächtig in Form, und außerdem, ich hatte eigentlich gerade nicht viel Zeit übrig für eine Reise.

Genug. Ich war gut für elftausend Dollar, als ich endlich im Hauptkontor vor Chesterton stand. „Also bitte, wo ist Daisy?"

„Daisy? — Sie meinen meine Frau?"

So. Kinnhaken. Moralisch geschlagen. Chesterton war so großmütig, mich nicht einmal auszuzählen, er rief nach Daisy und verschwand.

Daisy kam, nicht ein bißchen anders, keine Spur. „Oh, Frank!" sagte sie vergnügt. „Das ist hübsch! Wie geht es Ihnen?"

„Geht es Ihnen? Ich habe 2000 Dollar! Ich habe elftausend! Wir können fünfmal heiraten," erklärte ich wütend.

„Pfui, Frank! Nein, nein, ich war so lange „Ihre Frau", jetzt ist es so weit, jetzt zeigen Sie, was Sie allein können! Wollen Sie, Frank? Alter Freund?"

„Nun, ich mußte wohl. Ach, diese Daisy", sagte mein Freund Frank, „was ist diese Daisy für ein prächtiges Frauenzimmer! Findest du nicht?"

„Ja, schon, aber — verzeih mir, an deiner Stelle —"

„Nein, höre einmal, begreifst du denn nicht? Dieser Chesterton, verstehst du, das ist doch einfach die Firma Chesterton, Agentur! Na? Konkurrent! Ich schlage ihn natürlich, selbstverständlich tue ich das. Warte sechs Monate, dann kaufe ich seine Bude!"

„Und Daisy?"

„Daisy gehört zur Konkursmasse."

Wunsch in der Reisezeit.

Das ist nun mal die Regel
In diesem Erdental:
Die arroganten Flegel
Sind in der Überzahl.

Und fühlen sich zum Hohne
Der Mitwelt obendrein
In aller Schöpfung Krone
Auch noch als „Edelstein".

Mein Herz neigt zum Verzeihen
Ach, Sünder sind wir all,
Und in der Jugend Maien
Ist's der gewohnte Fall.

Und beugt uns erst den Nacken
Des Alters Last-Gewicht,
Ganz ohne Fehl und Schlacken
Ist unser Wandel nicht.

Drum greif ich nicht zum Stecken,
Macht sich ein Prahlhans breit,
Und lächle ob der Kecken
Großkotz'ger Dreistigkeit.

Verzeihend will ich ducken,
Wenn du den Rohling lobst;
Bloß: die auf Treppen spucken
Kirschkern und faules Obst;

Die im Kupee sich räkeln
Nach übler Rüpel-Art,
Und Andern bloß verekeln
Die Gegend und die Fahrt;

Die träf' ich mit der Peitsche
Gern klatschend mal geschwind;
Und gift' mich, wenn es Leute
Von meiner Rasse sind!

Diogenes.



Bunte Chronik



* **Die mutigste Rettungstat des Jahres.** Ein englischer Verein, der sich „Königliche Gesellschaft für Humanität" nennt, teilt jedes Jahr einen Preis für die mutigste Rettungstat aus. Diesmal entfiel der Preis auf einen gewissen Andres Heyns, einen Farmer in Süd-Afrika, der sein Leben aufs Spiel setzte, um einem Studenten, der von einem riesigen Haifisch angegriffen wurde, das Leben zu retten. Heyns badete mit dem jungen Studenten an der Mündung eines südafrikanischen Flusses, als Heyns Kamerad plötzlich unter dem Wasser einen dunklen Schatten sah, der sich ihm näherte. Das Ungeheuer kreiste um sein Opfer. Heyns eilte ihm zu Hilfe und kämpfte mit den Händen gegen den furchtbaren Fisch, der beinahe das Bein des Studenten geschnappt hätte. Heyns packte den vor Angst mehr toten als lebenden jungen Mann und schwamm mit ihm ans Land, indem er das Ungeheuer mit Handbewegungen zu verscheuchen suchte. Trotzdem gelang es dem Hai, seines Opfers habhaft zu werden. Er biß dem Studenten das rechte Bein ab und brachte ihm eine furchtbare Wunde an dem linken Bein bei. Im Nahkampf mit dem Ungeheuer gelang es dem Farmer, den Hai nochmals fernzuhalten. Der Student wurde ins Krankenhaus gebracht, wo er in derselben Nacht verstarb. Der Hai wurde später von Fischern gefangen und getötet. Er war 4½ Meter lang und wog 700 kg.

*

* **Richterliche Schlagfertigkeit.** Vor dem Richter Eilperin stand ein ungekämmter, unrasierter, alter Vagabund. Wegen Landstreicherei. Der Alte bat den Richter, ihn seinen Weg gehen zu lassen: er verspräche hoch und heilig, sich sofort nach Arbeit umzusehen. Zwei Jünglinge aus dem Auditorium ergötzten sich an dem ungepflegten Äußeren des alten Strolches. Der Richter wandte seine Aufmerksamkeit den Lachenden zu: „Wenn die Herren das so amüsant finden, ist es durchaus angebracht, daß sie uns für die Unterhaltung entlohnen. Ich verurteile Sie hiermit zu je 25 Cent Ordnungsstrafe!" Sprachs und übergab die fünfzig Cent dem Alten: „Nun können Sie sich rasieren lassen und in sauberem Zustande auf Arbeitssuche gehen!"

*

* **Aus dem fahrenden Zug dem Kinde nachgesprungen.** Bei Colombo auf Ceylon sprang eine Mutter nahe der Station Maradana aus einem fahrenden Zug, um ihr hinausgefallenes dreijähriges Kind zu retten. Vergeblich versuchten die Mitreisenden, sie festzuhalten. Einem geistesgegenwärtigen Mann gelang es wenigstens, der Frau ihren Säugling vom Arm zu reißen, ehe sie, völlig verstört, den gefährlichen Sprung ausführte. Hier bei uns fällt bei der Nachricht sehr auf, daß man nicht das Notsignal zog. Die angeblich so sorgfältige englische Kolonialverwaltung läßt aber auf Ceylon sämtliche Züge ohne Notleine fahren. Auch der Schaffner, der den Vorgang bemerkte, konnte sich nicht einmal mit dem Lokomotivführer in Verbindung setzen. Der Zug fuhr von der Unglücksstelle in unverminderter Fahrt nach der nächsten Station. Die Fahrgäste lieferten hier den Säugling und seinen sechsjährigen Bruder ab. Die Kinder weinten mitleiderregend über die verlorene Mutter und den dreijährigen, infolge der sich plötzlich öffnenden Wagentür aus dem Zug gefallenen Bruder. Zur Überraschung der Stationsbeamten tauchte die verloren geglaubte Frau mit ihrem Kinde nach einigen Stunden wieder auf. Allerdings brach sie nach Erreichen des Zieles mit einem schweren Nervenchock zusammen. Sie hatte ihr Kind, so unwahrscheinlich das klingt, lebend vorgefunden, nachdem sie selbst ohne wesentlichen Schaden auf dem Boden gelandet war. Beide waren glücklicherweise auf sumpfiges Gelände gefallen, so daß sie mit ein paar Hautabschürfungen davonkamen. Mutter und Kinder wurden zu ihrer völligen Erholung von dem Todesschreck einem Krankenhaus überwiesen.

*

* **Weiblicher Liebesmarsch von 150 Kilometern.** Außergewöhnliche Zähigkeit haben zwei englische Mädchen aufgebracht, um ihre Bekanntschaft mit norwegischen Matrosen zu erneuern. Sie brachen aus einem Erziehungsheim aus und wanderten von Sunderland nach Hull. Dabei legten sie die 150 Kilometer lange Strecke fast ohne wesentliche Erholung oder Unterbrechung zurück. Die Liebe trieb sie vorwärts. Aber beide, eine Neunzehnjährige und eine Fünfzehnjährige, brachen völlig zusammen, als sich in Hull herausstellte, daß die Auffindung der gesuchten Matrosen ein Ding der Unmöglichkeit war. Die enttäuschten Mädchen gingen in ein bescheidenes Hotel und bekannten nach einem ergiebigen Abendessen nebst einem ausgedehnten Erholungsschlaf, daß sie völlig mittellos seien. Sie wurden nun an die frische Luft gesetzt und wußten nichts Besseres, als einen Polizeioffizier in ihr Mißgeschick einzuweihen. Ihnen wurden für den Streich allerhand Strafen in Aussicht gestellt. Die Mädchen aber waren froh, daß man ihnen nicht strafhalber die Fußreise zurück nach ihrem Heimatorte auferlegte, sondern sie in die Eisenbahn setzte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.